

Das magische Elixier

Dichter Nebel hing über der Stadt. Er verschluckte die Straße, die Häuser, die Bäume am Wegrand. Unzählige Male war ich diesen Weg von der Schule schon nach Hause gegangen, aber an diesem Novembernachmittag kam er mir fremd und unheimlich vor.

Plötzlich schälte sich ein Mann aus dem weißen Nichts. Ich erschrak bis ins Mark. Der Mann war uralt und schäbig gekleidet, doch seine Augen leuchteten wie Sterne. »Das ist für dich«, sagte er mit heißerer Stimme und streckte mir ein Glasfläschchen entgegen.

»Es ist ein Elixier, mit dem du in der Zeit zurückreisen kannst. Doch achte darauf, dass du einen kleinen Schluck im Fläschchen zurückbehältst, sonst ist dir der Weg nach Hause für immer verwehrt.«

Damit verschwand er und ließ mich allein mit dem Fläschchen in der Hand im Nebel zurück.

Für einen Moment stand ich da wie versteinert und starrte auf den Flakon in meiner Handfläche. Das Glas fühlte sich kühl in meiner Hand an und die Flüssigkeit schimmerte blassviolett im Licht der Straßenlaterne vor mir.

Was war das gerade gewesen?, fragte ich mich und hob den Blick auf die Straße. Sie lag leer und verlassen da, genau wie zuvor, allerdings schien der Nebel jetzt nicht mehr so dicht.

Ich sah zurück auf die Flasche. Sie war ganz leicht und hatte eine hübsche, tränenförmige Form. Jetzt, wo ich sie genau betrachtete, schien die Flüssigkeit darin sogar ein wenig zu glitzern, ganz so wie die Haut meiner kleinen Schwester Tilda, wenn sie sich mittags Glitzer ins Gesicht schmierte und abends nicht alles abgewaschen bekam.

Kopfschüttelnd steckte ich das Fläschchen in die Tasche meines Hoodies und lief weiter, die Schultern wegen der Kälte hochgezogen. Es war schon spät und Mama würde sich sicher Sorgen machen, wenn ich nicht bald heimkam.

Es dauerte nicht lange, bis ich in unsere Straße einbog und auf das weiße Haus mit dem roten Dach zulief, in dem ich wohnte. Wie immer blickte ich hinüber auf das Haus gegenüber von unserem.

Es war kleiner und älter, mit einer blassgrünen Fassade und dunkelgrünen Fensterläden. Der Vorgarten war einmal ein buntes Paradies gewesen, aber inzwischen sah er etwas verwildert aus, obwohl Mama sich Mühe gab, ihn instand zu halten.

Beinahe erwartete ich schon, dass meine Oma aus der rot lackierten Tür treten und mir lächelnd zuwinken würde, wie sie es so oft getan hatte, wenn ich nach der Schule zu ihr gekommen war, weil Mama noch gearbeitet hatte. Aber Oma kam schon seit über einem Jahr nicht mehr aus dieser Tür, seit der Krebs sie besiegt hatte.

Ich schluckte und wollte mich schon abwenden, als mein Blick an einem weißen Schild im Vorgarten hängen blieb. *Das war neu*, dachte ich und lief näher.

ZU VERKAUFEN, stand dort in sauberen Druckbuchstaben.

Es fühlte sich an, als hätte man mir einen Basketball mit voller Wucht gegen die Brust geworfen. Wütend drehte ich mich um und stürmte zur Haustür in unser Haus. Mama streckte ihren Kopf aus dem Esszimmer in den Flur und ihre Miene wechselte von überrascht zu erfreut, als sie mich erblickte.

Ich sah, dass sie etwas sagen wollte, aber da platze es schon wütend aus mir heraus: »Wie kannst du Omas Haus verkaufen?«

Mama sah für einen Moment ganz erschrocken aus, ehe sie besänftigend die Hände hob.

»Nia, Schatz, jetzt zieh erst einmal die Schuhe und die Jacke aus und dann lass uns darüber reden, ja?«

Ich schnaubte verächtlich und kickte dabei meine Schuhe von den Füßen.

»Reden? Worüber denn? Dass du deine eigene Mutter schon vergessen hast? Dass du das Einzige verkaufen willst, das voller Erinnerungen von ihr ist?«

Jetzt schmiss ich meine Jacke in die Ecke und sah hasserfüllt zu meiner Mutter auf. Tränen schimmerten in ihren braunen Augen, die ich von ihr geerbt hatte, und beinahe tat es mir leid, sie zu angefahren zu haben.

»Nia, bitte. Lass uns einfach reden«, sagte sie noch einmal und sah mich bittend an. Aber ich schüttelte den Kopf.

»Ich kann nicht glauben, dass du das Haus verkaufen willst!«

Damit drehte ich mich um und stürmte die Treppe hoch in mein Zimmer, während mir Tränen in die Augen stiegen. Ich drehte den Schlüssel zweimal im Schloss, obwohl ich eigentlich gar nicht abschließen durfte. Den Rucksack in eine Ecke schleudernd lies ich mich aufs Bett fallen, bevor ich auch schon jämmerlich zu Schluchzen begann.

Auf einmal war ich nicht mehr wütend oder sauer, ich fühlte mich einfach nur furchtbar alleine und verzweifelt. Mama durfte das Haus nicht verkaufen, das ging einfach nicht. Dort roch doch noch alles nach Oma, ihrem Veilchenparfüm und den Keksen, die sie jeden Dienstag gebacken hatte. Dort stand noch ihr Bett mit der tollen Matratze, auf der man so gut springen konnte, und das Sofa, auf dem wir immer zusammen *Tom und Jerry* angeschaut hatten, während wir die Kekse mit Milch aßen. Dort, im Garten war die alte Buche, auf der ich immer so gerne geklettert war und mir mit Bettlaken versucht hatte, ein Baumhaus zu bauen. Ich hatte meine halbe Kindheit in diesem Haus verbracht und jetzt wollte Mama mir all das nehmen, ohne mich überhaupt gefragt zu haben.

Wimmernd zog ich die Beine an und rollte mich zusammen. Dabei spürte ich, wie etwas unangenehm gegen meinen Bauch drückte, ganz so, als wäre etwas in der Tasche meines Pullis.

Schniefend richtete ich mich auf und wischte mir einmal mit dem Ärmel über die Augen, ehe ich in die Tasche griff. Als ich die Hand wieder heraus nahm, lag das Fläschchen darin, das der alte Mann mir vorhin gegeben hatte. Plötzlich erinnerte ich mich wieder daran, was er gesagt hatte, und war hellwach.

Neugierig betrachtete ich die Flüssigkeit. Was, wenn das wirklich ein Zaubertrank war, mit dem man in die Vergangenheit reisen konnte? In Omas Garten hatte es auch immer kleine Feen gegeben, auch wenn sie niemand außer Oma und mir

gesehen hatte. Warum sollte es also nicht auch einen Trank geben, der so etwas konnte?

Mein Blick fiel auf das eingerahmte Foto neben meinem Bett. Es zeigte Oma, Tilda und mich, wie wir mit mehl- und teigbeschmierten Gesichtern in die Kamera grinsten, und wie immer verspürte ich bei dem Anblick Sehnsucht.

Oma war ganz schnell gestorben und ich hatte nicht einmal Zeit gehabt, mich von ihr zu verabschieden. Ich hatte gewusst, dass es ihr nicht so gut ging und dass sie im Krankenhaus war, aber ich hatte gedacht, dass es so etwas wäre wie vor vier Jahren, als sie den Blinddarm rausoperiert bekommen hatte. Dann war ich eines Mittags von der Schule gekommen und Mama hatte mir gesagt, dass sie gestorben war, einfach so. Von einem Moment auf den anderen war mir klar geworden, dass Oma nicht nur kurz im Krankenhaus war und ich diese Woche wohl keine Kekse würde naschen können, sondern dass sie nie wieder kam.

Bei der Erinnerung an den Moment füllten sich meine Augen wieder mit Tränen und in dem Moment traf ich die Entscheidung, diesen Zaubertrank zu testen. Wenn es eine Möglichkeit gab, Oma noch einmal wiedersehen zu können, dann würde ich es tun wollen.

Der Korken gab ein leises *Plopp* von sich, als ich ihn aus der Öffnung zog und vorsichtig an der Flüssigkeit schnupperte. Vielleicht bildete ich es mir auch nur ein, aber ich meinte den Geruch von Veilchen wahrzunehmen, wie der verblasste Duft meiner Oma. Mehr brauchte es nicht.

Ich setzte den Flakon an meine Lippen und trank ihn zu zweidritteln aus, sodass noch ein kleiner Rest blieb. Dann verschloss ich das Fläschen wieder und wartete mit klopfendem Herzen darauf, dass sie etwas veränderte. Lange musste ich nicht warten. Erst wurde mir schwummrig, dann verschwamm mein Sichtfeld und mir wurde furchtbar übel. Würgend presste ich die Hände auf den Bauch und hatte das Gefühl, als würde etwas an meinem Körper ziehen. Im nächsten Moment war es auch schon wieder vorbei.

Blinzelnd öffnete ich die Augen und war froh, dass mein Magen nicht mehr in Aufruhr war. Zu meiner Überraschung befand ich mich nicht mehr in meinem Zimmer, sondern blickte direkt auf ein eingerahmtes Bild, das einen Strauß rosafarbener Rosen zeigte. Das Bild hatte immer im Flur von Omas Haus gehangen, direkt neben dem Durchgang zur Küche.

Ein Klappern ertönte aus der Küche und ich hörte, wie eine Frau ein Lied sumnte. Die Stimme kam mir seltsam vertraut vor und Tränen stiegen mir in die Augen, als ich einen Schritt beiseite ging und in die Küche blickte.

Dort, an der Arbeitsfläche, stand meine Oma. Meine Oma mit ihren weißen Haaren, die sie mit bunten Spangen hochgesteckt hatte, mit dem gestrickten Rock und der blauen Schürze, auf die große Gänseblümchen gestickt waren.

Als hätte sie mich bemerkt, verstummte ihr Gesumme und sie drehte sich um. Überraschung breitete sich auf ihrem faltigen Gesicht aus und ein strahlendes Lächeln erhellte die braunen Augen.

»Nia, Liebes, was für eine Überraschung!«, sagte sie, aber da war ich auch schon auf sie zu gerannt und hatte mich in ihre Arme geworfen. Sie roch nach Veilchen und Keksen, ganz so, wie sie immer gerochen hatte.

»Na, was ist denn los, Liebes? Es ist doch nicht etwas passiert?«, fragte Oma besorgt und schob mich von sich, damit sie mir ins Gesicht blicken konnte.

Ich schüttelte den Kopf und hatte Tränen in den Augen. »Ich hab dich nur vermisst, Oma.«

Omas Züge wurden weich.

»Ach Schätzchen«, sagte sie und drückte mich wieder an sich. Als sie mich losließ, zog sie mich hinüber zu dem Tisch mit den weichen Polstern auf den Holzstühlen darum herum.

»Ich mache uns mal eine heiße Schokolade und ich bin mir sicher, dass noch ein paar Kekse von vorgestern übrig sind.«

Als sie das sagte, kamen mir schon wieder die Tränen. Früher war ich immer zu ihr gekommen, wenn es mir nicht gut gegangen war. Es gab nämlich gar nichts, was Omas heiße Schokolade und ihre Kekse nicht wieder gut machen konnten.

»Ach Liebes«, seufzte Oma mit einem mitleidigen Blick und wandte sich dann dem Herd zu, um heiße Schokolade aufzusetzen.

Am liebsten hätte ich ihr erzählt, wie sehr ich sie vermisste und wie furchtbar es war, ohne sie zu leben. Aber das hätte ihr wahrscheinlich nur Angst gemacht. Wer wollte denn schon wissen, wann er sterben würde?

»Du, Oma«, begann ich stattdessen mit brüchiger Stimme. »Was mache ich eigentlich, wenn du nicht mehr da bist?«

Oma drehte den Herd aus und wandte sich zu mir. Ihre schwieligen Finger legten sich auf meine Wange und ihre warmen Augen blitzten voller Zuversicht.

»Leben, Liebes.«

»Aber du bist dann doch nicht mehr da.«

»Aber das ist doch nicht mein Leben, das du lebst, Nia«, sagte Oma sanft und strich mir über die Wange. »In dein Leben werden immer Menschen kommen und auch wieder gehen, das ist einfach so. Wir müssen versuchen, das Beste daraus zu machen, und die Zeit mit der anderen Person genießen, solange es geht.«

»Und was, wenn ich dich vergesse?«, schniefte ich.

»Dann ist das vollkommen in Ordnung. Ich habe mein Leben gelebt und es war ein tolles Leben. Jetzt ist es an der Zeit, dass andere Menschen diese wundervolle Erde mit ihren Erinnerungen füllen.«

»Ich will dich aber nicht vergessen.«

»Dann wirst du es auch nicht, Liebes.«

»Doch, weil Mama dein Haus verkaufen wird!«, stieß ich schluchzend hervor und nun nahm mich Oma in den Arm.

»Aber Nia. Das Haus ist doch bloß ein Haus. Erinnerungen bewahrt man nicht einfach irgendwo auf, die hat man im Herzen und im Kopf.«

Ich schüttelte den Kopf.

»Das ist mir egal. Ich will nicht, dass Mama das Haus verkauft«, weinte ich.

Oma strich mir sanft über das Haar.

»Vielleicht ist das aber für deine Mama am besten, weißt du?«

»Warum? Weil sie dich dann vergessen kann?« Jetzt klang ich ein bisschen wütend.

»Weil es vielleicht zu schmerzhaft ist, das Haus Tag für Tag zu sehen und zu wissen, dass der Mensch, der einst dort gelebt hat, nie mehr zurückkommt«, antwortete Oma ruhig.

Ich löste mich aus Omas Umarmung und griff nach der Packung Taschentücher, die auf dem Tisch lagen.

»Sag ich ja. Sie will dich vergessen.« Ich schnäuzte laut die Nase.

»Manchmal ist es einfacher, zu vergessen, als mit dem Schmerz zu leben, Liebes.«

»Dann hat sie dich einfach nicht genug geliebt!«, sagte ich trotzig und schmiss das Taschentuch in den Papierkorb neben dem Tisch.

»Jemand, der nicht genug geliebt hat, wird nicht versuchen, einen zu vergessen, weil es gar nicht nötig ist, Nia. Das tun nur Menschen, die nicht wissen, wie sie sonst weiterleben sollen.«

Ich wollte ihr widersprechen, wusste aber nicht, wie. Also schwieg ich.

Oma brachte mir eine heiße Schokolade und schon nach dem ersten Schluck fühlte ich mich besser. Mein Blick glitt nach draußen, hinauf zu dem wolkenlosen Himmel. Es dämmerte bereits und sicherlich würde man heute Nacht ganz viele Sterne sehen können.

»Oma?«, fragte ich, nachdem ich einen weiteren Schluck getrunken hatte und die heiße Schokolade meinen Bauch wärmte.

»Hm, Liebes?« Oma knabberte an einem Keks, den Blick gedankenverloren auf die Ablage ihrer Küche gerichtet.

»Versprichst du mir, wenn du nicht mehr da bist, dort oben in den Sternen zu sein?«

Oma lächelte mich an. »Aber natürlich, Liebes.«

Ich saß noch lange mit Oma am Küchentisch. Als die heiße Schokolade ausgetrunken war, begannen wir Karten zu spielen und schauten uns danach noch einige ihrer alten Fotoalben an, in denen man sie als kleines Kind sehen konnte. Mir fiel auf, dass sie sehr viel Ähnlichkeit mit Tilda gehabt hatte.

Dann war es irgendwann spät und Zeit für mich, zu gehen. Am liebsten hätte ich sie gefragt, ob ich heute bei ihr übernachten konnte, wie ich es immer getan hatte, wenn Mama ein paar Tage auf Dienstreise gewesen war. Aber ich wusste, wenn ich jetzt nicht gehen würde, würde ich niemals gehen.

Ich umarmte Oma ein letztes Mal, sog tief den vertrauten Duft von Veilchen und Keksen ein und flüsterte ihr ins Ohr, dass ich sie ganz doll lieb hatte. Als Oma mir eine gute Nacht wünschte und mir versprach, morgen mein Lieblingsessen zu kochen, wollte ich schon wieder heulen.

Tapfer verabschiedete ich mich von ihr, und als sie die Türe hinter sich geschlossen hatte, holte ich das Fläschchen wieder hervor, das ich mitgebracht hatte. Ich trank das letzte Bisschen, und während die Welt um mich herum verschwand, sagte ich Oma in Gedanken ein letztes Mal *Tschüss*.

Als ich wieder in meinem Zimmer landete, tat mein Herz weh und ich weinte, aber gleichzeitig fühlte ich mich auch unendlich erleichtert. Ich hatte Oma noch einmal

sehen können, hatte mich von ihr verabschieden können, wo sie noch die Oma gewesen war, die ich gekannt hatte.

Von draußen klopfte es gegen meine Zimmertür.

»Nia? Kann ich reinkommen?« Das war die Stimme meiner Mutter. Zu meiner eigenen Überraschung wurde ich nicht wütend, sondern einfach nur traurig. Ich wollte, dass mich jemand in den Arm nahm.

Als ich Mama die Tür öffnete und sie mich mit Tränen in den Augen sah, stieß sie ein leises Seufzen aus und schloss mich in ihre Arme.

»Ach, Nia.«

Ich klammerte mich an sie und ließ meinem Schluchzen freien lauf.

»Bitte verkauf das Haus nicht, Mama.«

Mama nahm mich fester in den Arm und schwieg. Nach einer Weile sagte sie: »Es tut einfach weh, ihr Haus jeden Tag zu sehen, weißt du? Ich vermisse deine Oma auch furchtbar.«

Als ich nichts erwiderte, seufzte sie.

»Lass uns doch mal zusammen am Küchentisch reden, hm? Ich mache dir auch eine heiße Schokolade.«

Ich nickte schniefend und Mama griff nach meiner Hand.

»Na komm«, sagte sie und ich folgte ihr die Treppe herunter in die Küche. Während Mama am Herd stand und die Milch erwärmte, setzte ich mich an den Tisch und sah aus dem Fenster. Es war bereits dunkel und der Nebel war verschwunden. Der Himmel war übersät von funkelnden Sternen und während ich nach draußen blickte, flog plötzlich eine Sternschnuppe vorbei. Sie blitzte in der Dunkelheit auf und mir war, als hätte mir Oma gerade zugezwinkert.